

Litterarische Besprechungen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie**

Band (Jahr): **8 (1894)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Artikulationsvermögen beruhende Redefähigkeit liege in der Natur des Menschen; sie müsse ihm vom Schöpfer verliehen worden sein, weil sie sich nicht als natürliche Weiterentwicklung des tierischen Organismus auffassen läßt. Die Sprache selbst aber habe sich beim Menschen unter der Einwirkung der äußeren Eindrücke von selbst herangebildet, und zwar nicht instinktmäßig mit einer Naturnotwendigkeit, sondern in voller Freiheit. — Die Sprache ist also in ihrem Ursprunge gerade so wie in ihrem fernern Wachstum nicht ein Werk der blinden Naturnotwendigkeit, noch der reinen Willkür, sondern die freie und selbstbewufste, durch Lautzeichen verwirklichte Kundgebung des Gedankens.“ S. 211 f.

Noch verdient eine Thatsache Erwähnung; es ist der merkwürdig kunstvolle Bau, den die Sprachen „ganz unkultivierter, in tiefste Barbarei verfallener Völker“ aufweisen. „Die Sprachen der Naturvölker scheinen Überbleibsel aus einer bessern Vergangenheit zu sein, ein noch nicht vergeudetes Erbe von höher gestandenen Ahnen. Sie gewähren ein jedenfalls beachtenswertes Zeugnis dafür, daß sich diese Naturvölker nicht auf der Stufenleiter der Entwicklung, sondern auf dem Abhange des Verfalls befinden.“ S. 211. Diese Thatsache dient zur Bestätigung dafür, daß auch die ursprünglichen religiösen Vorstellungen solcher Stämme nicht nach den Grundsätzen einer darwinistischen Ethnologie beurteilt werden dürfen.

S. 49 Z. 3 u. 5 l. Tierseelen. S. 82 Z. 11 v. u. l. geneigter. S. 227 Z. 7 v. o. l. Verfassers. S. 239 Z. 25 v. u. l. (S. 38.)



LITTERARISCHE BESPRECHUNGEN.

Die Unsterblichkeit der menschlichen Seele. Philosophisch beleuchtet von Georg Fell S. J. Ergänzungen zu den Stimmen aus M.-L. 55. Freiburg i. B., Herder 1892. 136 S.

Der Autor hat ohne Zweifel mit der Behandlung dieses Themas eine für den Menschen sehr wichtige Wahrheit zu allgemeiner Kenntnis gebracht. Was in den einzelnen Lehrbüchern philosophischen Inhalts und apologetischen Werken in geringerer oder größerer Kürze, aber immerhin nur in Kürze vorgetragen erscheint, hat der Autor in vorliegender Schrift ausführlich behandelt. Es werden darin zehn Punkte erörtert: die vom organischen Körper reell und substantiell unterschiedene Seele (1). Das für sich bestehende selbständige Wesen der Seele (2). Das Fortleben der Seele nach der Trennung vom Leibe (3). Die menschliche Seele als Geist (4). Die Unsterblichkeit bewiesen aus der geistigen Natur der menschlichen Seele (5). Das unsterbliche Leben, dargethan aus dem Naturtriebe des Menschen nach vollendeter Seligkeit (6). Die Unsterblichkeit folgt aus der sittlichen Natur des Menschen (7). Die Wirkungen des Unsterblichkeitsglaubens (8). Die Stimme der Völker mit Bezug auf die Unsterblichkeit (9). Die Unsterblichkeit im Lichte der Offenbarung (10). S. 7.

Ohne wesentlich neue Gesichtspunkte eröffnet zu haben, bringt der Autor doch die gewöhnlichen, den Philosophen bekannten Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele in guter Ordnung und in klarer, bestimmter Weise vor, und macht sie dadurch für alle leicht verständlich, denen es überhaupt um die Wahrheit zu thun ist. Das Werk des Autors ist demnach lesens- und beherzigenswert, zumal es sich darin

um Wahrheiten handelt, die tief in das Leben des Menschen eingreifen, für sein dauerndes Glück oder Unglück entscheidend sind. Einige Ungenauigkeiten im Ausdruck können die Leser selber ohne Mühe verbessern. So S. 14 Anm. 1, daß das Tier „seinen Schmerz“ empfindet; was der innere höchste Sinn im Tiere als „mein Schmerz“ wahrnimmt, ohne daß das Tier eine Scheidung zwischen seinem „Ich“ und dem „Schmerze“ vorzunehmen vermag. Wenn das Tier „seinen“ Schmerz wahrnimmt, als „seinen“ Schmerz empfindet, so ist damit die „Scheidung“ von „Ich“ und „Schmerz“ von selber gegeben, indem es ja den Schmerz auf das „Ich“ bezieht, als den „seinen“ empfindet. Daß der Organismus im Laufe der Jahre seinen Bestandteilen nach ein „anderer“ geworden ist, ein „neues“, vom frühern „verschiedenes Sein“ erhalten hat (S. 17), entspricht nicht der Wahrheit. Die „Form“ und das „Sein“ des Organismus bleiben bis zum Tode ganz dieselben. Der Vergleich mit einem Flusse, einem Regimente als von einem durch Jahre bleibenden, wiewohl die Wassermassen und die Mannschaften wechseln, ist durchaus unzutreffend. Der Autor setzt dadurch den ganzen Organismus zu einer „*unitas ordinis*“ herab, und das „ich“ wird eigentlich von der Seele allein gebildet. „Ungeachtet nun der beständigen Veränderung in meinem Organismus bin ich mir klar und bestimmt bewußt, daß ich noch derselbe bin wie vor Jahren, und zwar numerisch derselbe.“ Es ist nicht richtig, daß der Wille den sinnlichen Reiz „direkt“ bekämpfen könne (S. 22). Indirekt oder durch Abwendung der Aufmerksamkeit vermag er es. Daß der Mensch den „Organismus“ beherrsche (S. 23), bedarf einer nähern Erklärung. S. 33 ist der Körper, oder vielmehr sind die zahllosen Atome, aus denen er besteht, „Wesenheiten“, welche zu ihrem höhern Dasein, zum Leben, der Vereinigung mit der Seele bedürfen. Nichtsdestoweniger sind diese zahllosen „Wesenheiten“ mit der Seele eben so gut „ein Wesen“, wie diese mit ihnen, indem sie dabei zeitweilig den „Zustand“ der Selbständigkeit einbüßen, obschon nicht ihre zur Selbständigkeit geeignete „Natur“ (?). S. 39 ist das tierische Lebensprincip ein „Wesen“ von unselbständigem, abhängigem Sein (?). Zuzufolge S. 40 ist es sehr irrig zu wännen, die Seele könne nach der Trennung von ihrem Körper kein Selbstbewußtsein, noch ein eigenes „persönliches“ Leben besitzen. Auch „jetzt schon“ geht ihr selbstbewußtes Leben einzig von ihr selbst aus „mit Ausschluß des Körpers“ (S. 41). Die Anmerkung daselbst ist unrichtig. Der „Begriff“ der Person schließt nicht bloß das ein, was der Autor dort aufzählt, sondern vor allem die „*incommunicabilitas*“, welche eben der getrennten Seele abgeht. Darum ist sie keine „Person“. Ebenso wenig ist dies bloß ein „*lis de verbo*“, denn es handelt sich darum, ob die Seele bloß „motor“, oder aber „*forma*“ des Körpers ist. — Ohne Zweifel ist die Vereinigung mit dem Körper der Seele „natürlich“. Daraus folgt jedoch nicht, daß das Dasein der Seele ohne Körper ihr „unnatürlich“ sei. Der Zustand im Jenseits ist ihr ganz „natürlich“ (S. 43). Der Zustand der „Trennung“ ist keineswegs „unnatürlich“ (S. 44). Bedenklicher dagegen lauten andere Stellen. S. 80 spricht der Autor von einem Naturtriebe des Menscheistes zur vollendeten Seligkeit, und der Gegenstand dieses Naturtriebes ist nach ihm S. 87 Gott, unendlich an Wahrheit, Schönheit, Macht, Liebe, kurz der Inbegriff aller Vollkommenheit. Also Gott in sich der Gegenstand des Naturtriebes im Menscheiste! Der Naturdrang nach Glück und Seligkeit bezeichnet das gewaltige Ringen der Natur nach Gott. Das ist der Gegenstand unseres Glückes, auf dessen Spur wir alle sind von dem Tage an, als zuerst der Geist in uns aufdämmerte.

Darum ist ja der Menschegeist unruhig, bis er ruhet in Ihm — und eben deswegen muß Er ihm einstens werden können, wenn nicht eigene Schuld dieses Glück verscherzt. — Dieser Naturtrieb, Naturdrang, dieses Ringen der Natur nach Gott bedürfen doch gewiß gar sehr einer nähern Erklärung.

S. 98 sagt der Autor: ist der Menschegeist sterblich, dann ist für den Menschen ganz folgerichtig das Diesseits und sein Genuß das Höchste, weil das Einzige. Dann darf der Wahlspruch: „Kommt, laßt uns genießen“ für jeden vernünftigen Menschen erster Lebensgrundsatz sein, jeder andere wäre Thorheit. Das nämliche hören wir vom Autor schon in der Einleitung S. 2, und von S. 98 bis 109 bildet dieses Thema den Hauptgedanken. — Aber das sind arge Übertreibungen, die mit der Wahrheit nicht im mindesten zu thun haben. Der Genuß ist weder „folgerichtig“ das Höchste, weil Einzige, noch wäre jeder andere Lebensgrundsatz als der genannte „Thorheit“ Ebensowenig ist es wahr, daß der ganze Selbstrespekt, den der Mensch ohne Unsterblichkeitsglauben vor sich haben „kann“, nur der ist, daß er sich für das vollkommenste „Tier“ hält (S. 100). — Ja, fragt der Autor S. 101, ist die Erfüllung der sinnlichen Triebe im Tiere eine Vollkommenheit, warum nicht ebensogut im sterblichen Menschen? Wir antworten mit einer andern Frage: hörte der Mensch etwa auf, Mensch zu sein, wenn Gott bei der Trennung des Leibes von der Seele dieser letztern ebenfalls das Dasein nähme? Der Autor konfundiert offenbar zwei Dinge total. Die Seele kann nach ihrer Trennung vom Leibe noch weiter existieren. Dies läßt sich mit „metaphysischen Gründen“ beweisen, wie sie der Autor S. 4 verlangt. Und weil sie fortexistieren kann, ist sie in dieser Beziehung unsterblich. Versteht der Autor die „Unsterblichkeit“ in diesem Sinne, dann befindet er sich im Rechte. Allein der Autor geht in seiner Theorie weiter. Er will mit ebenso „metaphysischen Gründen“ beweisen, daß die Seele fortexistieren werde, ja müsse. Dabei lassen ihn aber diese „metaphysischen Gründe“ im Stiche. Beweis dafür ist, daß der Autor selber jetzt fortwährend von Unsterblichkeitsglauben spricht. Trotzdem ist ihm S. 108 diese Unsterblichkeit wiederum eine philosophisch sichere Folgerung aus philosophisch unbezweifelbar gewissen Voraussetzungen, aus evidenten Thatsachen! Gesetzt nun den Fall, Gott hätte den Menschen erschaffen mit der Bestimmung, daß mit der Trennung des Leibes von der Seele auch diese letztere dazusein aufhörte, wäre es dann folgerichtig, das „Einzige“, ein Leben des „Genusses“ zu führen? Bildete dann der Grundsatz: der Mensch soll als Mensch leben, eine „Thorheit“? Oder ist vielleicht der Mensch nur deshalb Mensch, weil seine Seele ohne Leib fortleben kann? Hat der Mensch nicht ebenso natürliche Pflichten gegen Gott, die sich aus seiner geistigen Natur folgerichtig ableiten, gleichviel ob er mit dem Ende des Lebens ganz und gar zu sein aufhört oder nicht? Es ist ganz und gar falsch, was der Autor S. 100 sagt, ohne Unsterblichkeitsglauben sei das Gewissen ein „Lügner“. Ohne Geistigkeit der Seele, ja, dann wäre es ein „Lügner“. Es ist nicht wahr, daß mit der Lebensanschauung, gemäß welcher unser ganzes Dasein am Grabsteine zerschellt, jede sittliche Ordnung in der Gesellschaft „naturnotwendig“ zu Grunde gehe (S. 102). Es ist nicht richtig, daß mit der Leugnung der Unsterblichkeit der schmutzigste Eigennutz zur „naturnotwendigsten“ Vollkommenheit wird. Ebensowenig entspricht es der Wahrheit, daß der Mensch ohne Unsterblichkeit sich selbst sein eigenes, einzig höchstes Gut, sein Gott sei, daß damit „notwendig“ alle Sittlichkeit zu Boden sinke (S. 99). Der Autor

kann unmöglich bestreiten, daß Gott den Menschen hätte in puris naturalibus erschaffen, und auch darin belassen können. Alsdann wäre Gott immerhin das „höchste Gut“ des Menschen, indem der Mensch Gott aus den Kreaturen erkennt und dieser Erkenntnis gemäß liebt. Auch in diesem Falle hätte der Mensch Pflichten gegen Gott, dementsprechend ein Gewissen, welches nicht ein „Lügner“ wäre. Ganz das nämliche gilt auch, hätte Gott beschlossen, den Menschen nur bis zum Lebensende im Dasein zu erhalten. Darum ist der einzig richtige Grundsatz ohne Zweifel dieser: weil der Mensch Mensch ist, und solange er Mensch ist, muß er auch als Mensch leben. Wir geben ja zu, daß er ohne den Glauben an die Unsterblichkeit diese seine Pflichten nicht erfüllen würde. Allein dies berechtigt doch niemanden zu der Behauptung, ohne diesen Glauben sei die fortwährende Selbstverleugnung eine „Thorheit“, der Sinnengenuss das einzig „Vernünftige“; ohne diesen Glauben „müßte“ der Mensch sich gegen diese Ordnung „aufbäumen“ (S. 107). Man kann es in diesem Falle begreiflich, erklärlich finden, daß der Mensch wie ein „Tier“ lebt, aber eine „Naturnotwendigkeit“, ein „Recht“ dazu darf man ihm nicht zuerkennen. Der Grundsatz des Autors: bin ich nicht unsterblich, so bin ich ein „höchstes Tier“, S. 117, ist und bleibt demnach sehr zweideutig.

Krakau.

P. Gundisalv Feldner,
Magister der Theologie Ord. Praed.

BERICHTE.

Joannis Duns Scoti, Doctoris Subtilis, Ord. Minor., *Opera omnia*. Editio nova juxta editionem Waddingi XII tomos continentem a P. P. Franciscanis de Observantia accurate recognita. 36 vol. in -4. Parisiis apud Ludovicum Vivès, 1891—1893.

Schon Hunderte von Jahren lag der Gedanke an eine Neuherausgabe aller Werke des subtilen Lehrers sehr nahe; denn erstens war die von Waddingen besorgte schönste, korrekteste und vollständigste Ausgabe nicht häufig zu finden; zweitens waren nicht nur die anderen Ausgaben „sämtlicher“ oder einzelner Werke ebenso selten oder noch seltener, sondern noch obendrein größtenteils so defekt und fehlerhaft und in so kleinem Druck hergestellt, daß einem die Lust und Liebe zum Lesen, geschweige zum gründlichen Studieren bald verging; drittens waren bis in diese neueste Zeit mehrere bedeutende Werke, — nämlich die Vorlesungen in Genesim, die Kommentare zu den Evangelien und die zu den Briefen des heil. Paulus, die Sermones de tempore et de Sanctis, der tractatus de perfectione statuum, — noch gar nicht zum Druck befördert worden. Doch wer sollte die außerordentliche Mühe und die ungeheuern Kosten dieser neuen Herstellung übernehmen? Behufs Lösung dieser Frage ergriff der Verleger selbst die Initiative, indem er die Franziskaner von der Observanz ersuchte, die zum Zwecke des seinerseits in Aussicht genommenen Neudruckes erforderlichen litterarischen Arbeiten zu besorgen. Der heil. Vater segnete das Vorhaben des Verlegers und ernannte ihn